

Ria Klug

Zehntausend Kilometer

Kriminalroman

Querverlag

Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.

Erste Auflage März 2017

Lektorat: Lara Ledwa

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von fotolia (© peapop).

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-250-0

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

September 2013

Im Lauf der Nacht war ein aggressiver Wind aufgekommen. In feuchten Böen fegte er über sie hinweg und kühlte alles aus. Sie fror entsetzlich. Allmählich stieg auch noch Übelkeit in ihr auf. Da sie nichts im Magen hatte, bestand jedoch kaum Gefahr, dass sie sich übergeben musste, und weil es nichts mehr zu trinken gab, war ihr Mund zu trocken, um auszuspucken.

Samel drängte sich Schutz suchend an sie, zumindest wollte sie es so fühlen. Seine Nähe schenkte ihr ein wenig Geborgenheit, anders als das unvermeidliche Gedränge der zu vielen Menschen auf diesem luftgefüllten Stückchen Hoffnung.

Sie wünschte, sie könnte schlafen, aber jedes Mal, wenn der Wind Gischt von einem Wellenkamm abriss und über das Boot verteilte, schreckte sie hoch. Das Stück Stoff, das sie bei El Dabaa, ein paar Tage westlich von Alexandria, aus einem Abfallhaufen gezogen und am Strand gewaschen hatte, war völlig durchnässt. Die halbe Nacht hatte es gewärmt, aber damit war es vorbei. Schwer lag es nun auf ihnen. Für eine Fahrt über das Meer war es genauso wenig geeignet wie sie selbst.

Trotzdem, es war ein gutes Stück Stoff von undefinierbarer Farbe. Tagsüber diente es als Sonnenschutz und nachts als Schlafdecke. Während sie nach Westen gefahren war, hatte sie sich die Zeit vertrieben, indem sie darüber spekulierte, was zum Muster gehörte und was bloß Flecken waren.

Da sie nicht mehr viel besaß, war ihr der Stofffetzen zur zweiten Haut geworden, zur Schutzhülle und zum Trost in der Einsamkeit.

Sie hätte gerne gewusst, wie spät es war. Im Osten gab sich die Andeutung eines bleichen Lichts zu erkennen.

Mittags, hatte der Bootsführer gesagt, würden sie ihre Füße in europäischen Sand setzen können.

Einfach würde sie es dort nicht haben, das war ihr klar. Andere hatten Wunderdinge erzählt, wie viel man verdienen könne, wenn man bloß irgendwo bei der Ernte half, und wie schnell man sich ein angenehmes Leben aufbauen könne.

Sie war Realistin genug, um darin ein Gutteil Wunschenken zu erkennen. Dass es auch in Europa Fremdenfeindlichkeit gäbe, hatte sie gehört, und manche von denen, die den langen Weg aus dem Elend hinter sich gebracht hatten, kämen dort nicht mehr auf die Beine.

Aber wenigstens sollten die Willkür und die Gewalt, denen sie zu Hause und unterwegs ausgesetzt gewesen war, in Europa ein Ende haben. Dort gab es keinen jahrelangen Militärdienst, sondern Demokratie, Schulen und Universitäten, öffentliche Fürsorge und gute Arbeit. Sie war jung und würde sich anstrengen und das reichte ihr als Aussicht.

Zögernd wich die Nacht, allerdings war der Himmel bedeckt und das Meer, das sich gestern noch in ebenmäßig strahlendem Tintenblau präsentiert hatte, war nun zu einem abweisenden, stumpfen Grau verkommen. Weiß schäumend und ruppig türmten sich Wellen, soweit ihr Blick reichte.

Immer wieder sackte das Boot in ein Tal hinein, wurde angehoben und dabei von dem sich sträubenden Meer bespuckt.

Die Frau neben ihr stieß jedes Mal einen kleinen Schrei aus, wenn es bergab ging. Viele andere genauso.

Sie sah zum Bootsführer hinüber. Der bärtige Mann hielt das Ruder umklammert und starrte angestrengt voraus. Wind zerrte an seinem Hut und klappte die Krempe

um, sodass er sie ständig zurechtzurren musste. Sein Gehilfe hockte vor ihm und hielt die restlichen Benzinkanister fest.

Niemand sollte telefonieren, schon gar nicht mit der Küstenwache, hatte er ihnen eingeschärft. Es komme vor, dass sie abgedrängt würden, wenn sie noch nicht nah genug an Land seien und es keine Augenzeugen gebe.

Sie wusste nicht, ob sie ihm vertrauen konnte. Über die Schlepper wurden schlimme Dinge erzählt und sie hatte selbst schon schlechte Erfahrungen gemacht. Sie war im Sudan entführt und festgehalten worden, bis ihre Mutter in Eritrea das Lösegeld aufgebracht hatte. Trotzdem hatten die Schlepper sie und die anderen anstatt zu einem Boot in Libyen nur bis zur ägyptischen Grenze gebracht und dort einfach ausgesetzt. Immerhin fuhr dieser mit ihnen mit und er hatte sie auch über das vereinbarte Geld hinaus nicht ausgeraubt. Bis jetzt jedenfalls.

»Wie lange dauert es noch?«, fragte Samel leise.

»Nicht mehr lange, mein kleiner, tapferer Held«, flüsterte sie ihm ins Ohr. Sie hatte sich angewöhnt, ihn so zu nennen, nachdem er ihr erzählt hatte, dass die Polizei seine Mutter und seine beiden Geschwister auf dem Weg zum Strand geschnappt hatte. »Lauf!«, hatte seine Mutter geschrien und er war weggerannt. Die Polizisten hatten sich keine große Mühe gegeben, ihn einzufangen, und so konnte er das Boot erreichen, das ihn und all die anderen Eritreer nach Lampedusa, diesem Bröckchen von Europa, nach dem sie sich alle sehnten, bringen sollte.

»Mereet!« Dieser Ruf auf Tigrinya schreckte sie auf. Ein junger Mann hatte sich so gut es ging am Bug erhoben und zeigte voraus. Die Aussicht, Land zu sehen, veranlasste andere, sich ebenfalls aufzurichten und Ausschau zu halten.

»Down!«, brüllte der Bootsführer, während das Boot wieder in ein Wellental hineinschlug. Diesmal klatschte ein Schwall Wasser über die Bordwand.

Erschrockenes Geschrei erhob sich, Kinder weinten und der Bootsführer rief: »*No panic, only three miles!*«

»Kannst du schwimmen, Samel?«, flüsterte sie in das Ohr des Jungen, als sich kurz darauf ein weiterer Schwall Mittelmeer in das Boot ergoss.

Samel nickte, aber die Angst stand ihm im Gesicht. Kein Wunder, ihr ging es genauso. Sie hatte zwar hin und wieder mit der Familie Ferien am Roten Meer verbracht, wo Onkel und Tante wohnten. Eigentlich dachte sie gerne zurück an den langen Weg aus dem Hochland von Asmara hinab in die Tiefebene bei Massaua, durch die brütende Hitze der Wüste, vorbei am Flughafen, bis sie schließlich ganz tief im Süden die Freihafenstadt Assab erreicht hatten.

Das Haus von Onkel und Tante lag in einem schattigen Garten und war von Bougainvilleen überwuchert, in denen bunte Vögel sangen. Während ihrer Flucht hatte sie sich sehr oft zum Trost für die Qualen diese Bilder in Erinnerung gerufen und sich gefragt, ob sie jemals wieder dort hinkommen könnte. Der stets freundlich lachende Onkel hatte sich sehr viel Mühe gegeben, allen das Schwimmen beizubringen, und irgendwann konnte sie es auch. Aber dort war sie im glasklaren, warmen Meer geschwommen und der sandige Grund hatte zum Greifen nah gewirkt. Wie viel graues Wasser sich hier unter ihr befand, wusste sie nicht. Aber egal, ob einhundert oder eintausend Meter, diese Tiefen waren unfassbar.

In ihre Überlegungen hinein brach das Motorengeräusch ab. Nicht wie in den Momenten, wo sie den Benzinanker wechseln mussten, was sich immer mit Aussetzern ankündigte. Diesmal brach es einfach ab.

Sie beobachtete, wie der Kanister gewechselt wurde und der Bootsführer an der Starterleine riss. Nichts. Er zog und zog. Der Motor blieb aus.

Sie hörte den Bootsführer trotz des Rauschens fluchen. Er übergab seinem Helfer das Ruder und klappte den Motor aus dem Wasser.

Ohne Antrieb wurde das Boot hin- und hergeworfen und nahm dabei mehr und mehr Wasser auf. Der Bootsführer schrie seinen Helfer an, zeigte mit dem Arm in den Wind, dann brüllte er über das Boot: »*Water out!*« Dabei wies er auf die Wasserflaschen, die zwischen den Füßen dümpelten.

Nachdem ein junger Mann verstanden hatte, was er wollte, folgten andere seinem Beispiel. Aber das Schöpfen mit den wenigen Flaschen konnte das eindringende Wasser nicht aufwiegen, das war ihr sofort klar. Sie zog die Plastiktüte mit dem billigen Ball zwischen ihren Beinen heraus und schob die Grifföffnungen der Tüte über ihre linke Hand. Sie hoffte, dieser Notbehelf würde sie tragen, wenn es darauf ankäme. Eine Schwimmweste, wie sie der Bootsführer trug, hatte sich kaum jemand der Mitfahrenden leisten können, deshalb war sie auf die Idee mit dem Ball verfallen.

Nur ein kleiner Teil der Flüchtlinge würde die Fahrt über das Meer nicht überleben, hieß es. Die Chance war also groß gewesen, heil anzukommen. Wie es jetzt damit stand, war ihr nicht klar. Aber da Tausende flohen, könnte dieses Boot mit ihren gut hundert zusammengedrängten Schicksalsgefährten zu den Verlusten zählen.

Sie sah, wie der Bootsführer eine Abdeckung vom Außenborder abnahm und von Gischtflammen geduscht an der Apparatur herumsuchte. Es machte nicht den Eindruck, als wüsste er, was zu tun war. Die hohen Wellen, das Angstgeschrei und das hektische Wasserschöpfen wirkten wie die Vorboten der unausweichlichen Katastrophe.

Der Bootsführer überbrüllte den Lärm und streckte dem jungen Eritreer, den er sich vor der Abfahrt als Übersetzer ausgesucht hatte, ein Mobiltelefon entgegen.

Sie konnte nicht verstehen, was gerufen wurde, aber der junge Eritreer schrie laut auf Tigrinya in das Handy.

Wild geschüttelt drehte das Boot mit der Breitseite in den Wind und die Wellen versuchten, es anzuheben und umzukippen.

Wer sich nicht festklammerte, wurde hin- und hergeworfen und drohte über Bord zu gehen.

Sie fasste nach Samels Hand. »Halte dich am Rand fest, egal, was passiert!«, rief sie ihm zu.

Die nächste hohe Woge ergoss ein Gutteil ihres Kamms in das Boot, unmittelbar darauf wurde es so weit angehoben, als sollte das Wasser wieder hinausgekippt werden. Sie hielt sich mit Samel für Momente hoch oben, dann drehte sich die Welt, das Meer war über ihr und stürzte auf sie herab. Hart schlug es über ihr zusammen, riss sie mit, drehte, wendete und zerrte. Sie klammerte sich an die Tüte mit dem Ball, die sie durch die Fluten zog. Weißliche Schleier füllten ihr Sichtfeld, aber dann kam ihr Kopf endlich wieder an die Oberfläche. Sie atmete salzige Luft. Abgerissene, zerpfückte Schreie drangen an ihr Ohr, aber sie sah nur Wellen und Gischt. Unter ihr und um sie herum spürte sie nichts als Wasser. Etwas Großes berührte sie, wurde an ihr vorbeigetrieben. Ein Stück bunter Stoff, der Kopf einer Frau, ein Mund, der nach Luft schnappte. Ein gurgelnder Schrei, ein Bündel wurde ihr entgegen-gestreckt. Sie griff nach dem Säugling. Eine Welle verschluckte alles. Die heftige Strömung walkte sie durch und fetzte schließlich die Tüte mit dem Ball von ihrem Handgelenk.

Als sie das nächste Mal über Wasser kam, war sie alleine. Kein Mensch, kein Boot, nur Wasser. Die Ahnung einiger gedämpfter Rufe aus einer undefinierbaren Richtung.

Sie steuerte die nächste Woge an und versuchte sich auf deren Rücken hochheben zu lassen. Für einen kurzen Moment konnte sie über ein paar Wellenkämme hinwegsehen. Ein wenig entfernt schaukelte etwas, das der Boots-

rumpf sein musste. Die tanzenden Punkte dicht dabei mussten Köpfe sein. Sie glaubte sogar, die dunkle Masse Lampedusas zu erkennen.

Sobald sie zurück ins Wellental befördert worden war, wusste sie nicht mehr, in welcher Richtung sie diese Entdeckung gemacht hatte. Der nächste Wellenkamm, sagte sie sich, und dankte ihrem Onkel und allen höheren Mächten, dass sie schwimmen konnte.

2

Mai 2014

Deutschland hatte Semret sich stets kühl vorgestellt, verregnet und warme Kleider erfordernd. Nun setzte die Hitze ihr zu. Sie überlegte, ob sie die Reihe der Anstehenden vor dem Eingang verlassen und im Schatten der Bäume warten sollte, bis sie schneller drankommen würde. Vor ihr verschwand die Schlange im Dunkel des Gebäudes und sie fragte sich, was dort vor sich ging. Registrieren müsse man sich lassen, hieß es.

Aber was bedeutete das und wie ging das vor sich? So wie in Eritrea? Aggressive Beamte, rüder Ton, die Angst, sich zu verplappern? Asyl sei das Zauberwort, das sie sagen müsse. Kein Problem, das klang so ähnlich wie im Englischen.

Die Sonne brannte ihr auf Kopf und Schultern. Den letzten lauwarmen Schluck aus der Wasserflasche hatte sie schon längst getrunken, aber ihr fehlte die Kraft, um an der Zapfstelle mehr zu holen. Zumal auch da beträchtlicher Andrang herrschte. Das letzte Mal gegessen hatte sie gestern gegen Mittag und ihr Geld war alle. Sie muss-

te also bleiben, denn angeblich bekam man Taschengeld, wenn man registriert war. Und einen Schlafplatz in einem Haus statt der Bank in einer Grünanlage, wo sie die letzte Nacht verbracht hatte.

Jetzt ging es weiter, die Menschen vor ihr bewegten sich auf den Eingang zu.

Nach ein paar Trippelschritten war es damit wieder vorbei. Sie hockte sich hin, damit der stämmige Mann hinter ihr sie beschattete. Allerdings strahlte der gepflasterte Boden enorme Hitze ab.

Eine junge weiße Frau mit einem Arm voller Wasserflaschen tauchte neben ihr auf. Kinder umringten sie, während sie den Wartenden davon anbot.

Aus der Hocke stemmte sie sich hoch, um eine Flasche zu ergattern. Sie streckte die Hand aus, dann aber gaben die Knie unter ihr nach. Der Kreislauf, es ist bloß der Kreislauf, das wusste sie. Die Beine des Stämmigen bremsen ihren Fall, trotzdem schlug sie mit der rechten Seite hart auf. Für einen Moment war sie weg, spürte nichts, sah nichts und hörte nichts.

3

Die schwarze Frau sackte unmittelbar neben ihr zusammen. Britta ging in die Knie, stellte die Flaschen ab und schob ihr eine Hand in den Nacken, um ihren Kopf anzuheben. Der Mann, an dessen Beinen sie hinuntergerutscht war, trat lediglich mit hilfloser Miene einen Schritt zurück.

Britta nahm eine Wasserflasche. Es war die letzte, denn die Kinder hatten die anderen in Windeseile aus der Folie gerissen und mitgenommen. Sie öffnete den Verschluss,

hob den Kopf der anderen weiter und drückte den Flaschenhals an die aufgesprungenen, blassen Lippen. Die Augenlider der Frau flatterten, dann blickten dunkle Pupillen Britta an. »Trink«, flüsterte sie und kippte die Flasche stärker. Wasser rann aus den Mundwinkeln über das Kinn, aber die Frau schluckte.

Nach einigen Augenblicken konnte sie die Flasche selber halten. Sie trank langsam und allmählich schwand die Blässe von ihren Wangen.

Britta fand sie erschreckend mager, fast schon ausgezehrt. Weit vorspringende Wangenkochen, die Stirn unter den kurz geschorenen Haaren wirkte kantig. Selbst die feingliedrigen Hände bestanden eigentlich nur aus von Haut überzogenen Knochen. Brittas Finger, die den Kopf der Frau hielten, spürten deren hervorstehende Halsmuskeln, die wie scharfe Grate vom Haaransatz zu den Schultern spannten.

»*What is your name?*«, versuchte es Britta auf Englisch.

»Semret«, kam es leise zurück.

»*Do you need a doctor?*«

Semret antwortete etwas, das entfernt nach Englisch klang. Britta verstand nur »*doctor*« und »*me*«. Sie fragte noch mal und diesmal glaubte sie zu verstehen, dass Semret behauptete, sie sei selbst Ärztin.

»*You are a doctor yourself?*«, fragte sie zur Sicherheit.

Semret nickte.

»*You're okay?*«

Semret nickte wieder.

»*From where do you come?*«, fragte Britta weiter.

»Eritrea.«

»*A very long way*«, meinte Britta. Sie wollte das Gespräch am Laufen halten und glaubte, dass es Semret helfen würde, wenn sie von sich erzählen konnte.

Tatsächlich kam Semret ins Reden, wovon Britta allerdings vieles nicht verstand. Das Englisch klang in ihren

Ohren so eigenartig, nahezu wie eine fremde Sprache. Sie musste viel nachfragen, stellte dabei jedoch fest, dass sie sich Stück für Stück an die Aussprache gewöhnte.

Anscheinend war Semret auf der Suche nach ihrer Tochter, aber als Britta anbot, das Kind auf dem Platz vor dem Amt zu suchen, während sie weiter anstand, wehrte sie ab. Die Tochter sei hoffentlich irgendwo in Berlin oder Deutschland und sie müsse auf dem Amt nach ihr fragen.

Als die Schlange erneut ein Stück vorrückte, half Britta Semret auf die Beine. Dabei wurde offenbar, dass Semret nicht nur sehr dünn war, sondern ihr auch nur bis zum Kinn reichte. Britta überzeugte sich, dass Semret alleine stehen konnte, und zog los, um ihr etwas zum Essen zu besorgen.

Von Semret wurde sie mit einem dankbaren Blick bedacht, als Britta ihr die Tüte mit dem belegten Baguette und eine weitere Flasche Wasser brachte.

Es tat gut zu sehen, wie sie aß und trank. Britta hätte sie am liebsten umarmt, ihre knochigen Schultern umfasst, um von ihrer eigenen Weichheit etwas hinüberfließen zu lassen. Aber da sie nicht das Rote Meer ein zweites Mal für Semret teilen konnte, bezähmte sie den Gedanken und begnügte sich damit, Semret in die Zentrale Aufnahme-stelle hineinzubegleiten. Wenigstens würde sie ihr beistehen können, wenn sie hier auf Probleme stoßen würde. Den Angestellten wurde ein gelegentlich ziemlich rüder Ton nachgesagt.